

Farinet oder Das falsche Geld [Fortsetzung]

Autor(en): **Ramuz, C.F. / Guggenheim, Werner Joh.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **51 (1947-1948)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667820>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Man sah, daß sie recht weit war, sie schien auch nicht ungesund zu sein. Man konnte sehen, daß Farinet hier sehr gut wohnte, man konnte auch sehen, daß er gut versorgt worden war, denn es fehlte ihm an nichts. Unter eine kleine Quelle in einer Ecke, von der man Tropfen um Tropfen fallen hörte, hatte man einen Eimer gestellt. Es war auch ein Herd da mit einem Abzugsrohr, gleich daneben ein Vorrat von trockenem Holz. In einer anderen Ecke befand sich auf einer Steinplatte ein neuer Strohsack mit wollenen Decken. Endlich lagen auf einer zweiten Steinplatte, die glatt und flach wie ein Tisch war, und vor der ein eckiger Steinblock als Sitz diente, alle Gerätschaften für sein Gewerbe: ein Lötrohr, Gipsformen, ein Stück Holzkohle, Säureflaschen, Werkzeuge.

Platz hatte er hier; soviel Platz als er brauchte. Er war aber nicht stehengeblieben, sondern bis zu seinem Arbeitstisch vorgegangen. Er hatte sich gesetzt. Dann, sich ihr zuwendend: „Hast du auch an den Weingeist gedacht?“

Da begann sie an einer Stelle unter ihrem Nieder einen leisen, feinen Schmerz zu spüren, links, unter dem Nieder, unter dem Hemd, und vielleicht noch ein wenig tiefer. Sie hatte nichts gesagt. Sie wartete. Und schon von ihm gesondert durch den Raum, war sie es auch durch ein leises Geräusch, ähnlich einem leisen Rascheln von Seide: das Rauschen des Wassers, das fünfzig Meter weiter unten auf dem Grunde der Schlucht tief und glatt dahinsfloß. Man mußte die Stimme ein wenig heben, und er hatte ein wenig die Stimme gehoben, um mit ihr zu reden. Gesondert durch den Raum, gesondert durch das Rauschen, und noch mehr gesondert durch etwas anderes, das sie nicht genau benennen konnte: indessen war sie da, und sie schaute ihn an.

Er hatte einen seiner Lederbeutel herborgenommen.

Er entleerte ihn sorgfältig in eine eiserne Kasette.

„Ich muß mich wieder an die Arbeit machen, und zwar sofort; ich habe kein einziges Goldstück mehr. Hat dir Crittin gesagt, wieviel ich ihm schuldig bin?“

Sie hat gesagt: „Ach, das eilt doch nicht.“

„O doch,“ hat er gesagt, „es eilt . . . Ach, hier ist ja der Weingeist.“

Die Flasche stand vor ihm.

Dann hat er die Flamme angeblasen.

Sie sah ihn von der Seite. Die beiden Sturmlaternen, die ihn beleuchteten, gaben ein ruhiges Licht. Plötzlich war dieses Licht nicht mehr da. Was an Finsternis zwischen der Wölbung und den beiden Lampen geblieben war, entfloß rasch nach allen Seiten in die Ecken und Schlüpfen; und in der Mitte eines lebhaften Scheins zeichnete sich sein Gesicht mit mehr Einzelheiten ab, mit seinem jetzt rostrot schimmernden Schnurrbart, der geblähten Wange, einer Ader, die seitlich auf seinem Hals anschwellt. Die Krempe seines Hutes warf über ihm auf der felsigen Wölbung einen großen Schatten. Dann sanken seine Wangen zusammen, zugleich sank auch der Schein, während sich die kleine Stichtlamme des Lötrohrs wieder aufrichtete, weich und beweglich.

Da begann er wieder: „Ist man heute gekommen?“

„Nein.“

„Und gestern?“

„Nein.“

„Man könnte fast meinen, sie hätten schon genug (er redete von den Landjägern). Sag Crittin, ich werde an einem der nächsten Abende kommen . . .“ Mehr hat er nicht gesagt, während der Schein noch einmal wuchs, sein Gesicht

war die Mitte der Helle, der Schatten seiner Gestalt wurde an die Wölbung der Felsen geworfen, aber unförmig und ungeheuer und ohne Hals noch Kopf, doch scharf gezeichnet im Umriß.

Alsdann erlosch wieder der Schein.

Raum konnte man sie noch wahrnehmen, sie war grau wie Fels und Schatten, woraus sie plötzlich hervorgetreten, um fast ebenso rasch wieder zu verschwinden. Aufrecht und regungslos, die Hände auf ihrer Schürze verschränkt, — regungslos noch für eine geraume Zeit, so stand sie an der Wand und ließ ihn walten. Dann spürte sie wieder den leisen Schmerz unter den Rippen, als hätte sie ein Gliederreißen, so wie alte Leute es fühlen, wenn schlechtes Wetter kommt. Und in der Verwirrung ihrer Gedanken sagte sie sich: Was hat er nur? Sie sagte sich: Ist vielleicht irgend etwas nicht in Ordnung? Er hat mich nicht geküßt, er hat mich nicht einmal begrüßt.

„Oh! Farinet ...“

Der Schrei ist aus ihr hervorgebrochen. Der Schrei hatte sich zuerst stumm in ihrem Kopfe geformt, dann ist er von selbst laut geworden, jetzt wird er gehört.

Farinet wandte sich um, ohne recht zu verstehen; aber sie schüttelte den Kopf, und er erkannte sie nicht (in dem schwachen Licht der Laternen), denn sie war anders, sie war größer geworden.

„Was hast du?“ fragte er. „Bist du ungeduldig? Ich brauche Münzen. Du begreifst doch ... Aber ich weiß nicht, was heute abend los ist ... Es will nicht recht gehen.“

Indessen hatte er seine Pfeife angezündet, aber sie: „Ich sehe schon, Farinet, du hast für mich keine Freundschaft mehr.“

Sie schüttelte immerwährend den Kopf, sie hatte einen Schritt vorwärts gemacht, jählings hat sie sich abgewandt; sie hebt ihre Hände, sie verbirgt ihr Gesicht darin; das Gesicht wurde ganz schmal zwischen ihren pressenden Händen.

Er war aufgestanden, er warf einen Schatten, der bis zu ihr hinreichte, einen Schatten auf dem hellen feinen Sand. Erst war nur sein Schatten mit ihr vereint. Er sagte: „Josephine, sei doch vernünftig.“

„Nein, du denkst nur an dein Gold und nicht an mich.“

„Aber sei doch vernünftig ...“ Er wußte nicht mehr was sagen, und sie: „Nein, nein, nur an dein Gold, Farinet, nur an dich.“ Sie hält ihren Kopf in den Händen; dann wendet sie sich von ihm ab.

„Zehn Monate,“ sagte sie, „zehn Monate ... Nein, nein, laß mich, laß mich, Farinet ...“

Aber indessen hatte er sich zu ihr gesellt und sie um die Schulter gefaßt. Er sagte: „Du bist ja ganz unvernünftig!“ Er sagte: „Komm doch, Komm!“ und weil er ein gutes Herz hatte, so hatte er sie an sich gezogen; er hatte ihre Hand ergriffen. Er sagte: „Komm, laß mich dein Gesicht sehn ... Komm!“

Aber plötzlich war er umschlungen worden, sie hatte sich an ihn geworfen: „Oh!“ sagte sie. „Ist es wahr, ist es wirklich wahr?“

Seine Pfeife ist zu Boden gefallen. Sie hielt ihr Gesicht an das seine gepreßt, sie wärmt ihn mit ihrer Wärme.

„Ich diene dir ja so gern ...“ sagte sie.

Sie bot ihren Mund dar; sie sagte: „Ist es wahr? Ist es wirklich wahr? ... Verzeih mir, Farinet ... Ich glaubte ...“ Während er rückwärts ging.

Er wich bis zum Rand seines Lagers, er wäre beinahe rücklings gestürzt. Sie sagte: „Ich habe gelogen ... Ich liebe ... ich liebe dich ...“ Aber die Worte wurden undeutlich auf ihren Lippen, dann sind sie vollends verstummt ...

Wieviel Zeit verstrichen war, hätte er nicht sagen können. Im Augenblick wußte er nicht einmal, wo er sich befand. Er hatte die Augen noch nicht geöffnet, in seinem Kopfe fand die Wirklichkeit noch keinen Raum, er war noch voll vom Rauch der Träume. Er fragte sich: Wo bin ich jetzt? Traurig hatte er sich geantwortet: Im Gefängnis. Aber als im selben Augenblick ein frischer Windhauch über sein Gesicht hinstrich: Nein, in der Hütte, und er fühlte sich glücklich in seinem Herzen. Und noch einmal änderte sich alles, weil sich ihm ein Petrolgeruch bemerkbar machte: eine der Sturmlaternen war leergebrannt und erloschen. Und die Trauer kam wieder, während er sich sagte: Ich bin in der Höhle; zugleich aber berührte ihn etwas Weiches an der

Seite. Er schlug die Augen auf, er regte sich nicht; und da das Strohlager im Hintergrund der Höhle lag, mußte er sich zuerst an das Halbdunkel gewöhnen, in dessen Schatten er war und auf dem Rücken lag, in die Luft schaute, ohne zu verstehen, und das Gewölbe über ihm teilten Schatten und schwaches Licht. Er senkte seine Augen: Nun war sie dort, jetzt hatte er sie wiedererkannt. Ja, sagte er sich, sie ist's, sie ist mit den Vorräten gekommen ... Und wieder ist er traurig gewesen.

Er entfernte sich ein wenig von ihr, denn der Körper, der etwas zu nahe an seinem lag, war warm; er konnte sie undeutlich sehen, er sah, daß sie schlief.

Er sah sie nun immer besser: ihr großes, glattes Gesicht, ihre Stirn, die von den Haaren gespannt wurde, und die Haare waren so fest geflochten, daß sie sich nicht gelöst hatten: sie machte ein Schmolzmäulchen. Man sah, daß sie glücklich war. Glückselig, vertrauensvoll, ganz anheimgegeben dem Schlummer, gelöst und zufrieden. Ihr tiefes, ruhiges Atmen hob unter der braunen leinenen Decke regelmäßig ihre Brust. Einmal, zweimal; ein Atemzug, wieder ein Atemzug; und er hörte ihre ruhigen Atemzüge und das Klauschen des Wassers.

Plötzlich regte er sich auf. Er sagte sich: Sie ist immer noch da. Wie spät ist es denn?

Als er in der Westentasche seine Uhr suchen wollte, nahm er wahr, daß er die Weste ausgezogen hatte. Sie lag auf dem Boden neben dem Strohsack. Er machte eine Bewegung, um sie zu holen, davon wurde sie aufgedeckt und zeigte nun ihre nackten Schultern. Er hat sich gesagt: Um so besser, das wird sie wecken. Eine feste Schulter, rund und voll; ihr Arm hatte unterhalb zwei Farben, er war braun und weiß. Man sah ihren Hals, der auch braun und weiß war. Man sah, daß sie ein braunes Gesicht hatte und eine weiße Kehle. Aber er suchte mit Ungeduld seine Uhr, suchte auf gut Glück in allen Taschen seiner Weste, bis er die richtige Tasche gefunden hatte; er sieht, daß es drei Uhr ist. Alsdann: „Josephine! Heh! Josephine ...“ Sie hörte nicht. Sie lächelte. Er hat sie an der Schulter gefaßt und sie geschüttelt: „Heh, Josephine, es ist Zeit!“

Ihr Atem stockte mit einem Seufzerlaut, ihre glatten Lider glitten langsam zurück und enthüllten ihre Augäpfel, die erst noch blicklos und leer waren. Aber bald war in ihnen wieder das Erkennen. Und das Lächeln, das ihren Mund nicht verlassen hatte, stieg bis zu den Augen empor und ließ sie aufleuchten.

Sie streckte die Arme nach ihm aus. Aber er, der neben ihr auf dem Strohsack saß, er hat gesagt: „Jetzt nicht, Josephine, jetzt nicht! Es ist Zeit, weiß du. Bald kommt der Tag.“

Sie schien nicht zu verstehen. Sie näherte sich ihm mit ihrem ganzen Körper, die Arme weit geöffnet; und er hatte nur noch Zeit, sich zurückzuwerfen, während er wieder sagte: „Jetzt nicht! Jetzt nicht. Zieh dich an, oder willst du, daß sie mich fangen?“

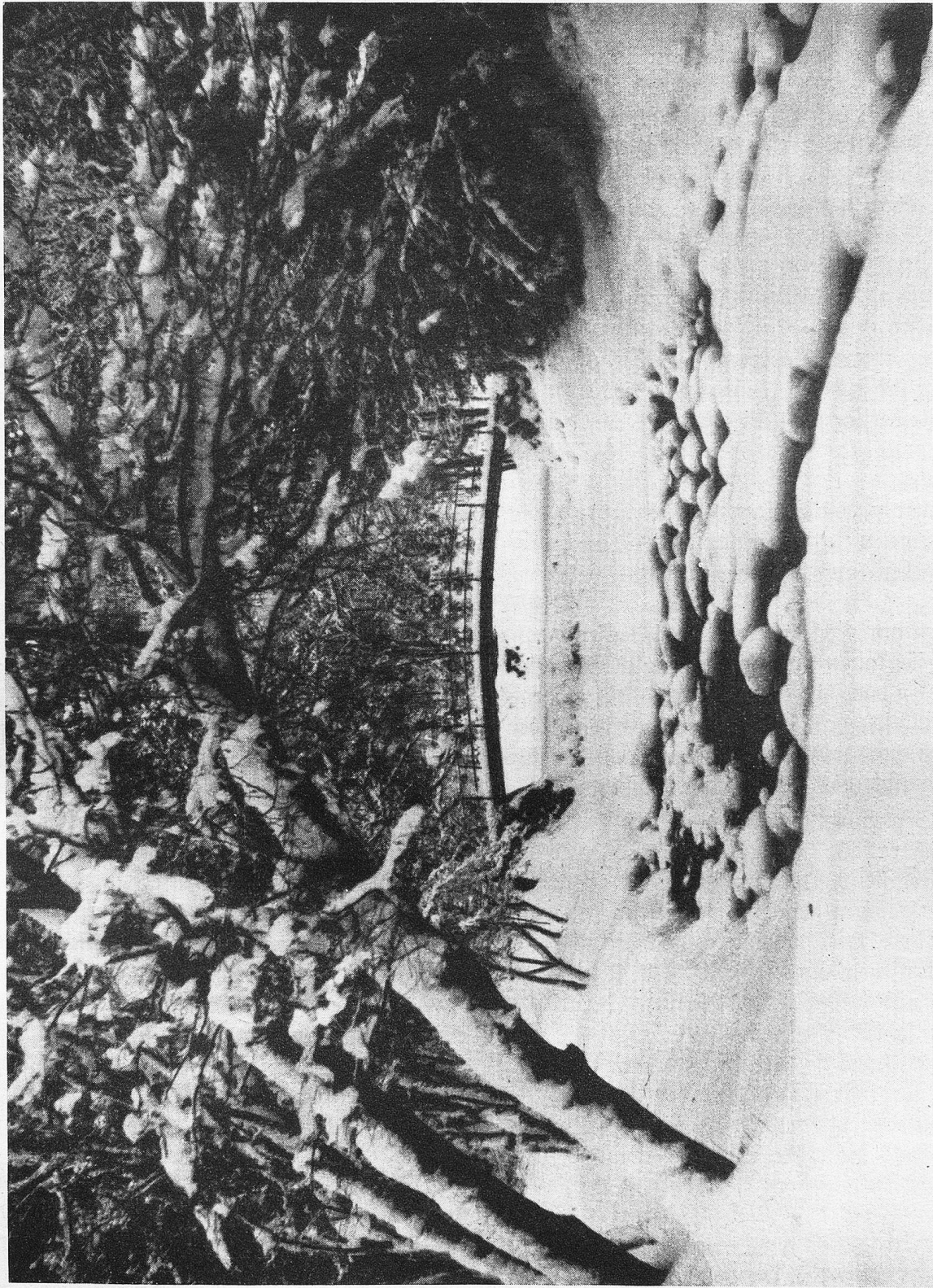
VII.

Das Leben im Land ging weiter wie alle Tage. In einem Garten sieht man eine Frau, sie zieht an Rübenblättern; es sind fette, krause Blätter, von fast schwarzem Grün, während der weiße Schaft in der Mitte einen breiten Streifen bildet.

Water Bruchet sah man; der ging zu der Bank unter der Sonnenuhr, deren Zeiger abgefallen, deren Zifferblatt verwischt war. Man sah auch von Zeit zu Zeit das Maultier von der Sennhütte ankommen mit Felix, der es führte. Es war ein junges Tier mit rotem Fell, rund unter seinem Bastfattel, der es noch runder erscheinen ließ und seine Beine noch dünner. Das Maultier brachte Butter und Käse von der Alp herunter; es kehrte mit Vorräten von Brot, Streichhölzern, Seife und Suppengrieß zur Hütte zurück.

Während dieser Zeit lebte Farinet in seiner Höhle; Josephine sorgte dafür, daß ihm nichts mangelte. Hier war er in Schutz und Sicherheit, hatte zu essen, zu trinken, eine warme Schlafstelle, und wenn trotzdem Kälte und Feuchtigkeit unerträglich wurden, so hatte er Holz genug, um ein Feuer zu machen.

Er hatte gegen sich Brauch und Gesetz, er hatte die Staatsgewalt gegen sich mit ihren Gerichten, Landjägern und Gefängnissen. Aber da



Winter im Küsnachter Tobel

er allein stand, oder fast allein, gegen eine ganze Welt, so hielten ihn gerade diese Widerstände aufrecht. Denn das Schwere hilft uns und erhebt uns über uns selbst. So war es damals bei ihm gewesen, als er (zweimal) aus der Gefangenschaft ausgebrochen, als er sich hoch oben in den Felsen des Großen Sankt Bernhard befunden; so, wenn er zuhöchst im Gebirge bei seiner Goldader war, auf dem Felsgesims in den Lüften.

Nun aber war er aus den Höhen herabgekommen, damit war er aber auch unter sich selbst gesunken. Er kehrte ins Leben zurück, das ein kleines Leben ist, denn man kann nicht lange im Großen sein.

Wieder einmal fragte er sich: Was werde ich tun? Er saß jetzt am Ausgang seiner Höhle auf der Seite der Schlucht, und fünfzig Meter unter ihm strömte fast geräuschlos das Wasser des Wildbachs.

Sie war gekommen, und sie würde auch wieder kommen: sie ist ein gutes Mädchen, treu und ergeben, auf sie kann man sich verlassen, aber ...

Man kann nicht in einem fort dasselbe tun.

Und sie kommt wieder, aber in Gedanken weist er sie von sich; was sollte er also jetzt tun? Denn bald wurde schon das Vieh von den Alpen getrieben, bald würde der Winter, der hier frühzeitig kommt, das Gebirge verschließen.

Im September schon kommt die Herde ins Tal: Schnee fällt im Frühherbst. Sollte er das Land verlassen? Wohin aber könnte er gehen? In den fremden Ländern ist die Polizei wachsam. Würde es ihm möglich sein, seine Goldstücke abzusetzen, ohne daß man ihn alsbald verhaftete, und anderes Geld hatte er nicht? Er denkt an sein Dorf und an sein elterliches Haus; aber er erinnert sich an den Empfang durch seinen Bruder: auch von dort her war für ihn keine Hilfe zu erwarten. So blieb ihm nichts anderes als die trübe Aussicht, von Dorf zu

Dorf zu wandern, immerzu, und immer darauf bedacht, sich zu verbergen; wäre es da nicht besser, dort zu bleiben, wo er war?

Aber nun würde sie wiederkommen. Heute abend, morgen, übermorgen, über-übermorgen.

Er sieht, daß er einen großen Plan gefaßt hat, der ihm bald hilft und ihn emporhebt, bald auf seinem Rücken lastet und ihn niederdrückt. Einen großen Plan: es ist die Freiheit, es ist die Einsamkeit und das Alleinsein, es ist, zu tun nach seinem Kopf und Willen, es ist, sein eigenes Gold zu haben; und bald lebt man über den Menschen, bald unter ihnen, bald in den Höhen der Lüfte wie der Adler, bald unter der Erde wie der Maulwurf in seinem Loch; und er sieht, daß es keine Mitte mehr gibt, daß es für ihn eine Mitte niemals mehr geben kann.

Die senkrechten Felswände der Schlucht waren einander so nahe, daß immer nur eine graue Dämmerung herrschte. Er schaut sich um, er ist nicht mehr auf dem Gebirge; wird er niemals mehr dort oben sein? Aber auf den Bergen braucht man ein zufriedenes Herz, sagt er sich. Grau, es ist grau, alles hier ist grau. Der Tag ist grau, der Fels grau. Er schaut, sein Blick prallt auf die Felswand gegenüber. Das Gestein tut seinen Augen weh. Nicht einmal ein kleines Haus an der Sonne hatte er jetzt wie die anderen Menschen.

Er hatte alles gehabt, jetzt hatte er nichts mehr. Und also fragte er sich: Was muß ich tun, um wieder etwas zu haben, etwas, damit mein Herz wieder singt. — Er hatte seine Pfeife gestopft; er saß dort am Rande des Felsens. Nun zieht er die Knie und stützt sich mit beiden Armen darauf. — Trotz allem ist es hier gut sein. Man wird beneidet; aber würden sie mich auch jetzt noch beneiden, die Mädchen, wenn sie mich hier sähen; würden mich die noch beneiden, die mir ihre Silbermünzen gegeben haben für mein Gold?

(Fortsetzung folgt.)

M Ä R Z

Jakob Probst

Komm, milder Märzsonnenschein / Erquick sie alle, gross und klein,
Die Winters Frost und Ungemach / Durchkämpften unter Weh und Ach;
Bring allen Trost landein und -aus / Und Fried ins Herz und Freud ins Haus!